

ZEIT ONLINEEine Reportage von **Philipp Daum**, Velbert • Fotografie: **Max Slobodda**

Aktualisiert am 13. August 2023, 10:02 Uhr ⓘ / 293 Kommentare /

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN

Dieser Artikel stammt aus unserem Ressort X. Alle Texte und Schwerpunkte des Ressorts [finden Sie hier](https://www.zeit.de/x) [<https://www.zeit.de/x>]. Außerdem ist er Teil von [ZEIT am Wochenende](https://www.zeit.de/we) [<https://www.zeit.de/we>], Ausgabe 32/2023.

1.

Seit Tagen geht der Gerüstbauer nicht ans Telefon. Der Entsorger hat gerade kein Personal, das einen Bauschuttcontainer aufstellen könnte. Und als der Dachdecker Frank Mensing nach diesem doch ruckeligen Start in die Woche das Geschäft eines Großhändlers betritt, um neue Blätter für die kaputte Kreissäge zu kaufen, schaut er sich verwundert um. Schüchtern hängen die letzten Multifunktionswerkzeuge und Akkuschauber an der Wand, leere Regale, Kisten überall.

"Was ist denn hier los?", fragt Mensing.

"Wir verkaufen aus", sagt der Händler. "Keinen Nachfolger gefunden. In zwei Monaten lösen wir den Laden auf."

"Das ist ja überall das Gleiche!", ruft Frank Mensing in den Raum hinein.

Die beiden stehen sich gegenüber, als wäre das hier ein Theaterstück des Handwerksverbandes.

Ort: Velbert, Nordrhein-Westfalen, südlich von Essen, im hügeligen Übergang zwischen Ruhrgebiet und Bergischem Land. Das Geschäft des Großhändlers liegt in der Stahlstraße.

Handelnde Personen: Mensing, Dachdeckermeister, und Lange, Werkzeuggroßhändler. Zwei Männer um die 60, Kinder der geburtenstarken Jahrgänge, im Herbst ihrer Karrieren. Lange wird sein Geschäft in diesem Sommer aufgeben, Mensing wohl in ein paar Jahren, falls er nicht doch noch einen geeigneten Nachfolger findet.

Lange: "Die junge Generation ist nicht mehr willens, das Unternehmertum fortzuführen."

Mensing: "Mein Sohn hat mir gesagt: 'Ich will nicht so leben wie du.'"

Lange: "Es ist ja auch eine Plackerei."

Zwischen den beiden entspinnt sich jetzt ein längeres Gespräch, es geht um Mangel in seinen verschiedenen Ausprägungen: Mangel an Fachkräften, Mangel an Material, Mangel an Nachwuchs. Es geht um ihre Generation, die Mofas repariert hat, und die jetzt ins Berufsleben eintretende Generation, die sich vor allem für Bildschirme interessiert. Die gute alte und die ungewisse neue Zeit. In einem Satz: um das Handwerk in Deutschland, kurz vor dem Ermüdungsbruch.





Velbert-Langenberg, einst eine der reichsten Städte Deutschlands, liegt südlich von Essen im bergischen Land. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Ich sollte einen Handwerker durch eine "typische Woche" begleiten. Es war eine typische Idee meiner Redaktion: Das Große im Kleinen erzählen, ein ganzes Land durch die Augen eines Berufsstandes sehen und verstehen. Handwerker, sagte ein Kollege, sei "*der Beruf unserer Zeit*". Wo sich doch Deutschland mitten in der Energiewende befinde, das ganze Land über Heizungen diskutiere, wo Millionen Fassaden gedämmt, Dächer erneuert, Solarpaneele installiert und Wärmepumpen eingebaut werden müssten.

Das ganze Land eine einzige Baustelle! Und du triffst die, die es umbauen sollen, und vor lauter Arbeit nicht mehr wissen, wie das gehen soll!

Ich bin eher ein Mann der Theorie. Also sah ich mir erst mal Statistiken an. Bald dachte ich: Wäre dieses Land ein Handwerksbetrieb, dann wären zu viele Menschen mit dem Verwalten von Aufträgen beschäftigt und zu wenige auf dem Bau. 150.000 offene Stellen im Handwerk waren bei den Arbeitsagenturen im letzten Jahr gemeldet, der Handwerksverband geht sogar von 250.000 unbesetzten Stellen aus [<https://www.zdf.de/nachrichten/panorama/handwerk-mitarbeiter-fachkraefte-personalmangel-100.html>]. Jeder vierte Inhaber eines Handwerksbetriebes ist älter als 60 Jahre. Jeder Dritte möchte in den kommenden Jahren in Rente gehen, viele werden keine Nachfolger finden.

Das wird wohl schwierig mit der Energiewende.

Das liegt auch daran, dass sich innerhalb der vergangenen Jahrzehnte etwas Fundamentales geändert hat in Deutschland: Die Ausbildung war die Norm, sie ist es nicht mehr. Heute macht die Hälfte eines Jahrgangs Abitur und Fachabitur [https://www.destatis.de/DE/Mediathek/Digitales-Magazin/Bildung/_inhalt.html]. Jetzt gerade gibt es knapp drei Millionen Studenten [https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2022/11/PD22_503_21.html], so viele wie fast nie, und eine gute Million Azubis, so wenig wie zuletzt zur Wiedervereinigung.

Der britische Journalist David Goodhart hat sich ausführlich mit dem Verhältnis von Kopf- und Handarbeit beschäftigt. Das Handwerk genieße in Deutschland ein hohes Ansehen, schreibt er, höher als in Großbritannien oder den Vereinigten Staaten. Doch etwas habe sich geändert: Das deutsche Wirtschaftsmodell werde immer angelsächsischer, mit Finanzjobs, Bachelorstudium und gestiegenen Studienquoten. Goodhart findet das nicht gut. Das Gleichgewicht von Kopf, Hand, und Herz und den entsprechenden Fähigkeiten, gerate aus dem Lot. Es schade einer Gesellschaft, wenn sie kognitive Kompetenzen zu hoch bewerte und andere zu gering. Die Kluft zwischen Akademikern und Nicht-Akademikern werde größer. Goodhart schreibt: "Es wird sich in den kommenden Jahren zeigen, ob Deutschland den Weg der Massenhochschule einschlägt und Gefahr läuft, seine gehobenen handwerklichen und technischen Kompetenzen zu verlieren."

Ausgerechnet in Deutschland, dem Land der Baumärkte und Klempnerpornos, befindet sich das Handwerk in einer Sinnkrise. Wie wurde aus einem Paradies der Handarbeit ein Mangelland? Wie fühlt sich Arbeit an, die jeder braucht, aber keiner machen will? Also wirklich, *wie fühlt sich das an*: Könnte ich, mit meinen zarten Händchen, das auch?

Und so wurde ich vier Tage lang Teil der Mensing Bedachungen GmbH.

2.

An einem frühen Sommermorgen holt mich Frank Mensing, der Chef, mit seinem weißen VW-Transporter mit BVB-Logo auf der Kühlerhaube am Hotel ab. "Ich bin Frank", sagt er und gibt mir die Hand. Frank also: groß, braungebrannt, Zigarette im Mundwinkel, das Hemd bis zum dritten Knopf offen. Frank trägt, und zwar immer, die traditionelle Kluft der Dachdecker: Cordhose und -weste über dem weißen Hemd, auf seiner Gürtelschnalle das Zunftzeichen: zwei gekreuzte Hämmer, ein Zirkel.



Frank vor den Häusern eines Hofes, dessen Dächer er mal gedeckt hat
© Max Slobodda für ZEIT ONLINE

An schiefergedeckten Fachwerkhäusern und grünen Hügeln vorbei fahren wir über Schlaglöcher ins Nachbardorf, ein Gemeindeteil von Velbert. Wenn Frank unterwegs ist, das merke ich bald, wird er erkannt. Es kann passieren, dass er bei jedem dritten Auto, das an uns vorbeifährt, die Hand hebt. Hier ein Kunde, dort ein alter Bekannter, "ah, die Frau Klingenuß" fährt vorbei, eine lokale Busunternehmerin, und zeigt das Victory-Zeichen. Er fahre nicht mehr mit dem Firmenauto einkaufen, sagt Frank, sonst kann es passieren, dass sich, bis er zurückkommt, eine Schlange von verzweiferten Neukunden gebildet hat.

Natürlich ist er ausgebucht. Wenn Sie ein neues Dach brauchen, gedulden Sie sich bitte bis Sommer 2024.

Franks Leben ist voll. Voller Arbeit, Schicksalsschläge und Geschichten: Geboren 1966 in Essen. Als Kind nach Langenberg gezogen. An seinem 18. Geburtstag meldet er sich gegen den Willen der Eltern im Sekretariat seines Gymnasiums von der Schule ab. Er macht eine Dachdeckerlehre bei seinem Vater. Der stirbt an einem Herzinfarkt, der Betrieb geht pleite, die Familie steht vor dem Ruin. Frank wechselt den Betrieb, schließt die Lehre ab, wechselt wieder, wird Vorarbeiter, macht die Wochenenden durch, besucht die Meisterschule, macht sich mit 27 selbstständig. Nächstes Jahr feiert er sein 30. Betriebsjubiläum.

Ehe eins: zwei Söhne, eine Tochter. Franks Frau hat psychische Probleme. Er lässt sich scheiden, bekommt das Sorgerecht und zieht seine Kinder allein groß. Sein Betrieb steht selbst kurz vor der Pleite, er kommt wieder hoch. Ehe zwei.

Kümmert sich um 40 ukrainische Flüchtlinge und ihre zahlreichen notwendigen Ämtergänge.
Weigert sich, für Kunden zu arbeiten, die die AfD wählen.

Mag Robert Habeck und Marie-Agnes Strack-Zimmermann.

Sagt aber auch: "Wenn ich meine Dächer so decken würde, wie die bekloppten Politiker ihre Gesetze machen, wär ich längst pleite."





Frank, Georg und Seba schieben Kisten mit Holzwole auf den Hof.
© Max Slobodda für ZEIT ONLINE

"Hömma, ich brauch' dich am Samstag"

Wir biegen in eine Einfahrt ein. Im Hof eines riesigen Fachwerkhauses liegen alte Dachlatten, dutzende Ziegel, rostige Nägel. Es riecht nach Wald, Zigarettenrauch und frisch geschnittenem Holz. Überall Stehlampen mit Bitburger-Logo: Dies war mal eine Gaststätte.

Das Haus stammt aus dem Jahr 1757, das Fundament der Scheune nebenan wohl aus der ersten Jahrtausendwende, vermutet der Bauherr. Nun soll ein Mehrgenerationenhaus daraus werden, mit Platz für drei Familien. Alles, was noch funktioniert, soll bleiben. Gedämmt wird mit Lehm und Holzwole, umweltverträglich abbaubar. Frank und seine Männer kümmern sich um die Dämmung, die Fenster, und darum, das 280-Quadratmeter-Dach neu zu decken.



Dieses Gebäude hat Napoleon überlebt und zwei Weltkriege, jetzt soll es ein Mehrgenerationenhaus werden. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE



Unten wird gewohnt, oben wird umgebaut. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Frank bespricht sich mit seinen Mitarbeitern und gibt ein paar Holzarbeiten am Dachstuhl in Arbeit. Seit zwei Jahren steigt er selbst kaum noch aufs Dach. "Die Knie sind Totalschaden", sagt er. Er konzentriert sich nun auf das, was er früher oft nach Feierabend erledigt hat: Kundengespräche. Papierkram. Problem-Management. Materialbeschaffung.

Wir fahren nach Solingen und besorgen Unterspannbahnen – eine Folie, die das Dach vor Regen schützt. Wir fahren nach Langenberg, um Natalie abzuholen, die im vergangenen Jahr aus der Ukraine geflohen ist. Wir fahren bis nach Wuppertal, um eine Arbeitshose in Größe 34 zu finden, damit sie am nächsten Tag ein

Praktikum beim Zimmermann machen kann. Man hätte die Hose auch im Internet bestellen können. Aber Frank bestellt keine Hosen im Internet.

An diesem Tag merke ich, wie das Prinzip Frank Mensing funktioniert. Er hat zwei Söhne und eine Tochter allein großgezogen, während er einen Betrieb geführt hat. Wie? Indem er die Grenze zwischen Arbeits- und Privatleben vollständig eingerissen hat. Das heißt: Frank erledigt auch private Dinge untertags, er verquatscht sich mit Kunden, die Freunde sind, und Freunden, die Kunden sind. Er habe sich bestimmt "30 Prozent aller Aufträge ersoffen", erzählt er. Andersherum heißt das aber auch: Frank arbeitet potenziell immer. Abends, als die Kinder schliefen. Im Urlaub morgens um sieben per Videodienstbesprechung. Am Wochenende, wenn er mit seiner Frau ein Eis essen geht, und einen Umweg nimmt, um ein Angebot abzugeben.

Frank lebt nicht für seinen Beruf. Er lebt *in* seinem Beruf. Wenn er wach ist, dann arbeitet er. Über kein Wort kann er sich so sehr aufregen wie Work-Life-Balance, wahrscheinlich weil es in seinem Leben diesen Gegensatz nicht gibt. Er hat ein großes Problem mit Azubis, die dieses Wort benutzen, deswegen sind viele seiner Mitarbeiter um die 50.

"Ich bin froh, dass ich 'nen hohen Altersdurchschnitt hab", sagt er. "Ich würde jederzeit einen über 50-Jährigen einstellen, viel lieber als 'nen 25-Jährigen. Die Jungs, die können halt ... Work-Life-Balance kennen die nur aus den Nachrichten! Wenn ich zu einem sage, hömma, ich brauch dich am Samstag, dann sacht der: Ich komm am Samstag."

Franks Leben ist voller Geschichten, die von harter Arbeit handeln, er und seine Kollegen haben ein ganzes Arsenal an Formulierungen dafür:

"Da war Knüppeln angesacht."

"Da ham wa Knallgas gegeben."

"Datt war Hardcore."

Es gibt ein Adjektiv für einen solchen Menschen: alte Schule. Frank ist sehr alte Schule. Er besitzt eine fast ständische Berufsehre. "Ich hab das nie gemacht, um schnell Geld zu verdienen", sagt er. "Ich hab das gemacht, weil ich stolz auf meine Arbeit sein möchte." Er ist hart zu sich und zu anderen. Er denkt in Beziehungen, denn nichts kann ihm persönliches Vertrauen ersetzen. Es hält das fragile Band zwischen Bauherrn und Handwerker zusammen, das Wind, Wetter [<https://www.zeit.de/thema/wetter>], Lieferprobleme, Fachkräftemangel und Krankheitsausfälle überstehen muss. 95 Prozent seiner Geschäfte mache er per Handschlag, sagt Frank. "Da gibt es nichts schriftlich, ha!" Franks Lachen ist hoch, heiser, am Ende geht es in ein Quietschen über. Er klingt dann ein wenig wie Käpt'n Blaubär.

Am Mittag hat Frank ein Kundengespräch. Wir fahren bergauf, bis wir einen weißen Neubau erreichen, schön oben am Hügel gelegen, wie alle Häuser im Bergischen Land, die was hermachen. Der Kunde trägt Lederslipper, führt durch sein Anwesen und unterbricht seine Frau, wenn sie mal zu Wort kommen möchte. An seiner Garage gibt es ein Abflussproblem, die Außenwand wird von innen feucht.

Frank war schon oft bei diesem Kunden. Einmal vor neun Jahren. Es war Wochenende, er kam vom Dortmund-Spiel, und hatte so einiges getrunken. Abends um elf sitzt er im Rosenkeller, draußen tobt ein Unwetter, er hat fünf Anrufe derselben Nummer auf dem Handy. Beim sechsten Mal geht er ran und hört nur: Hiiiilfe! Rohr verstopft! Wasserfontäne aus der Spüle! Frank ruft seinen Sohn an und sagt: "Fahr zum Lager, hol den LKW, pack Papas Arbeitshose drauf und hol mich ab." Als sie zu zweit ankommen, fegt der Kunde mit dem Besen das Wasser weg. Sie leiten die Flut provisorisch mit einer Wanne nach draußen. Dann ist es still. Nachts um eins sitzen also Vater und Sohn auf der Spüle, inmitten einer Wasserlache.

"Sacht mein Sohn: ‚Papa?‘

‚Was denn?‘

‚Wenn ich jemals darüber nachgedacht haben sollte, deinen Laden zu übernehmen ... das hat sich gerade erledigt.“

Frank lacht sein Blaubärlachen.

3.

Am zweiten Tag, morgens um sieben, lerne ich die Frankfurter Pfanne kennen, zweihundertmal. Die Frankfurter Pfanne, beige-grau, aus Beton, viereinhalb Kilo schwer, war die Herrscherin der deutschen Nachkriegsdächer. Die Exemplare, die durch meine Hände gehen, haben in den vielen Jahrzehnten, in denen sie das Fachwerkhaus vor Regen und Wind schützten, Moos angesetzt und etwas, das aussieht wie Muschelkalk. Eine Art Korallenriffüberzug.

Ich trage Arbeitsschuhe der Sicherheitsstufe drei und eine Kappe, gegen die Sonne. Wir decken das Dach ab. Zumindest diejenige Seite des Daches, auf der das Gerüst schon steht. Ich befinde mich in ungefähr fünf Metern Höhe, auf der dritten Etage des Gerüsts, und bilde das Ende einer Fangkette. Oben, unterhalb des Dachfirsts, montiert der Vorarbeiter die Dachpfannen ab, wirft sie zum zweiten Mann, der wirft sie zum dritten, der wirft sie zu mir, in einer ganz bestimmten Bewegung, von oben vorsichtig Schwung holend zu mir. Immer wieder brechen kleine und große Betonkrümel ab, manche Pfannen kommen mir in Teilen entgegen.

"Fängste?"

Hepp.

Plumps.

"Die Hälfte hat geklappt!"



Die Frankfurter Pfanne mit witterungsbedingter Patina © Max Slobodda für ZEIT ONLINE



Oberste Regel beim Werfen: Wenn einer "Stopp" schreit, frieren alle ein.
© Max Slobodda für ZEIT ONLINE





Je flacher der Winkel, in dem die Pfanne aufprallt, desto kleiner der Schutt. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Ich lasse sie über das Gerüst in den Bauschuttcontainer fallen, möglichst flach, damit die Pfannen unten in Hunderte Teile zerspringen und platzsparend den Container füllen. (Ein neuer Container wird erst morgen eintreffen.) Ich entwickle sofort eine Kleinjungenfreude, schwere Dinge vom Dach zu schmeißen.

Das schöne Gefühl, Teil einer Kette zu sein und den Morgen im Rhythmus kameradschaftlicher Wurfarbeit zu verbringen. Hepp, hepp, hepp, fangen, drehen, klirrrr. Und von vorn.

Das Geräusch zerspringender Dachpfannen, vom dumpfen Platzen eines durchschnittlichen Wurfs bis zum hohen Klirren eines gelungenen!

Die Freude, auf dem Dach zu stehen, in der Freiheit, wenn die Sonne durch Schleierwolken scheint, und die Hügel smaragdgrün leuchten!

Der Geruch von Schweiß, Zigaretten und dem süßsauren Gummi der Arbeitshandschuhe.

Eine Stunde und 200 Ziegel später sagt Uwe, der Mann über mir in der Kette: "Kannst ja direkt bei uns anfangen."

59 Jahre, ein biblisches Alter für einen Dachdecker

Um neun Uhr morgens, so will es das Gesetz, ist Frühstückspause. Der Bauherr hat, das ist nicht selbstverständlich, einen Tisch mit Keksen und Kaffeekannen aufgebaut. Auf einer Tasse steht: "Manches sollte man lieber liegen lassen. MICH IM BETT zum Beispiel", und genau so fühle ich mich. Bei Kippe, Kaffee, und Mettbrötchen lerne ich meine Kollegen besser kennen. Da sind, in Wurfrichtung von oben nach unten:



Georg, Uwe, und Seba bei der schönsten aller Tätigkeiten, der Frühstückspause. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE





Die Gastlichkeit des Bauherrn: Der Pausentisch ist immer gedeckt.

© Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Seba, Sebastiano, 42, Vorarbeiter. Seine Eltern kamen aus Italien. Als er 19 war, wurde seine Freundin schwanger, und es war eine Stelle als Dachdecker frei. Nach 23 Jahren hat er sie im Mai geheiratet, es wurde Zeit. Zur Hochzeit kamen seine Kollegen in Kluft und brachten eine Schieferplatte mit, aus der Seba seiner Frau ein Herz gehauen hat. Seit Kurzem ist er Großvater. Bekannt für seine ausgefallenen Socken. Zum Beispiel das Motiv: Krusty, der Clown.

Georg, 21, Geselle im zweiten Jahr. Hat das Gymnasium abgebrochen, Maurer und Tischler ausprobiert und ist im Dachdeckerhandwerk gelandet, weil er "das Risiko mag". Kam vor einem Jahr zu Mensing Bedachungen, nachdem sein alter Chef auf dem abgezogenen Klebestreifen einer Unterspannbahn ausgerutscht war, sich das Steißbein und den Ellenbogen gebrochen und einen Bluterguss in der Lunge geholt hatte. Georg ist froh, dass er bei Mensing gelandet ist, denn der alte Chef war sehr hart zu ihm. Frank sagt über Georg: "Der erste Junge seit zehn Jahren, mit dem man was anfangen kann. Die anderen waren alle Pflegefälle!"

Und dann ist da Uwe. 59 Jahre alt, ein biblisches Alter, um noch täglich auf dem Dach zu stehen. Ein Mann wie aus gebranntem Ton. Eine Maschine, die mit zweieinhalb Liter Filterkaffee und sehr vielen Marlboro am Tag läuft, und der Gewissheit, in einen immer wiederkehrenden Rhythmus der Tage eingebunden zu sein, die morgens um sieben beginnen und nachmittags um vier enden, unterbrochen von zwei Pausen zu 15 und 30 Minuten. Uwe hat sich aus schwierigen Verhältnissen hochgearbeitet, und kommuniziert in einer eigenen Sprache, die Georg "Blotischdeutsch" nennt, nach Uwes Nachnamen, Blotenberg. Uwe sagt zum Beispiel "Bring mir mal das Ratatat", wenn er einen Schlagschrauber haben will. Uwe hat Zimmermann gelernt und sich in jungem Alter drei Finger abgesägt, ein Umstand, über den die anderen sehr viele Witze machen, vor allem aber Uwe selbst.



Gleich fliegt die Satellitenschüssel vom Dach. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Um 9.10 Uhr biegt ein Transporter auf die Baustelle ein.

"Ach, guck mal da", sagt Uwe. "Gerüstbauer ist da."

"Cheeeeeef", ruft Georg. "Der Motzkau ist da."

"Ah, der Motzkau ist da", sagt Frank, der sich gerade mit der Familie des Bauherrn unterhält. "Ich fall dem jetzt ummen Hals."

"Maahlzeit", ruft ein Mitarbeiter der Firma Motzkau zwei Minuten später. Er heißt Jörg Motzkau und ist der Chef.

"Au, Chef persönlich", sagt Uwe.

"Klar, für euch geb ich alles!", sagt Motzkau.

Frank eilt heran und quietscht jetzt fast: "Da isser! Da isser!" Und dann umarmt er Jörg Motzkau. Er hat zwei Wochen auf ihn gewartet.

Frank ist Jörg Motzkau, den er schon ewig kennt, nicht böse. Alle haben dieselben Probleme: Kaum Mann, kaum Material. Die Personaldecke ist dünn, bei ihm in Betrieb ist es nicht anders. Früher hatte er zwei Springer für den Notfall. Heute keinen mehr.

"Du weißt nie, wie lange die Leute bleiben", sagt Frank. Einer seiner Mitarbeiter ist Berufsschullehrer geworden. Einer hat sich beim Spazierengehen das Kreuzband gerissen. Einer hatte einen Motorradunfall. Vielen gehen so ab 40 ganz langsam die Knochen flöten. Viele wechseln dann in die Industrie, zum Dachbahnen-Hersteller, zum Ziegelfabrikanten.

Das Problem des Handwerks ist: Es ist ein Sandwichberuf. Nicht schlecht bezahlt, aber auch nicht gut, körperlich anstrengend, aber zunehmend knifflig, noch dazu eingeklemmt zwischen vielen attraktiven Optionen. Die Industrie lockt mit geregelten Arbeitszeiten und starken Gewerkschaften. Das Studium lockt mit Prestige und der Aussicht auf Geld. Das Büro lockt mit bequemen Stühlen und einem Dach über dem Kopf.

Aus Sicht eines Handwerkers stellt sich die Realität manchmal so dar: Die, die schlau genug wären, sind nicht hart genug. Die, die hart genug wären, sind nicht schlau genug. Wer könnte, will es nicht machen. Wer will, kann es nicht.



Die Dachlatte auf ihrem Weg nach oben © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Oben auf dem Gerüst wird jeder meiner Schritte vorsichtiger, weil ich ständig in Gedanken auf Dingen ausrutsche. Ich hatte ja keine Ahnung, wie viel hier herumliegt: Akkubohrer. Rostige Nägel. Dachlatten. Zeitungen aus dem 19. Jahrhundert, die unsere Handwerker-Urgroßväter als Füllmaterial benutzten. Es hilft auch nichts, dass ich jetzt auf der obersten Stufe stehe, in zehn Metern Höhe, die mir vorkommen wie 17.

Schwankt das Gerüst im Wind? Es schwankt.

Unten sägen Seba und Uwe Firstzangen, eine Querverbindung für die großen Dachsparren. Im Radio (90s90s) läuft *Love is all around*. Ich gebe Georg Dachlatten an, die er außen provisorisch an den Dachstuhl schraubt, damit er auf ihnen übers Dach laufen kann. Wenn ich will, sagt er, könne ich jetzt mit ihm auf die Latten steigen. Ich will nicht. Die Latten heißen Dreiauffünfer, drei Zentimeter hohes und fünf Zentimeter breites, sehr leichtes und, wie ich finde, sehr zerbrechlich aussehendes Fichtenholz.

Georg ist so etwas wie mein Fremdenführer in der Welt des Dachdeckens. Er hat lange Arme, lange Finger, er ist schnell und überall gleichzeitig, wie eine Arbeitsspinne mit Akkubohrer. Und er freut sich wirklich, dass sich jemand für seinen Beruf interessiert. Er sagt, das Schöne an seinem Job sei, wie viel Kraft man

schon nach ein paar Wochen entwickle.

Zwischen uns steht eine Rolle Unterspannbahn.

"Heb die mal mit einer Hand hoch", sagt er.

Ich Narr greife nach der Pappe, die um die Bahn gewickelt ist, und ziehe. Sie bewegt sich nicht. Wirklich gar nicht.

Georg greift mit seinen Spinnenfingern zu und hebt die Rolle hoch. Dann schwingt er sie sich auf die Schulter und steigt damit auf das zentimeterbreite Holz. Die Rolle wiegt 13 Kilo.



Seba und Georg bei der Wurfarbeit © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Mein Respekt vor dieser Arbeit wächst mit jeder Minute. Wie Seba über die Latten huscht wie eine Bergziege. Wie Uwe neun Frankfurter Pfannen, vierzig Kilo, auf einmal trägt. Wie Georg die alten Dachlatten mit dem Zimmermannshammer locker einhändig heraushebelt. (Ich brauche dafür zwei Hände und falle um.) Wie sie sich, auf drei Zentimeter Fichtenholz stehend, Fünf-Kilo-Steine zuwerfen. Welch noble Mischung aus Stärke, Geschick und Trittsicherheit.

Der Ton auf der Baustelle: Rau, aber familiär. Großes Sprücheklopfen mit folgenden Motiven: Uwes fehlende Finger. Jemand hat seine Arbeit nicht richtig gemacht. Jemand hat was im Transporter liegen lassen und muss jetzt drei Etagen runtergehen, um es zu holen.

Typischer Dialog:

Uwe: "Hömma, Seba ..."

Seba: "Ganz schwache Leistung von dir, Uwe. Muss ich so sagen. Ganz schwache Leistung."

Georg: "Da fehlt der Daumen, das ist das Problem."

Hypothese, warum Handwerker rauchen: ständiges Warten. Auf den Gerüstbauer. Bis der Fahrer die Kisten mit der Holzwohle ausgeladen hat. Dass der Kollege den Akkuschrauber von unten holt, den er mal wieder vergessen hat. Bis der Regenschauer vorbeizieht. Dachdecker sind Wind und Wetter ausgeliefert, fremden Terminkalendern, den Launen der Weltwirtschaft, Lieferschwierigkeiten von Tonziegeln aus der Ukraine. Winzige, kleine und große Räder greifen ineinander, dazwischen steht Seba mit der Sonnenbrille auf dem Käppi und dreht sich erst mal eine.

In der Mittagspause trinke ich, weil Georg das auch macht, Monster Energy, zum ersten Mal in meinem Leben.





Georg befestigt Dachlatten an der Unterspannbahn. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

In meinen vier Tagen auf der Baustelle wühle ich im Dreck, fange, werfe und trage ich Hunderte Dachpfannen durch die Gegend und räume Dachlatten weg. Hin und wieder erledige ich anspruchsvollere Dinge, tackere Unterspannbahn an Latten oder bohre Latten fest. An einem bewölkten Morgen fällt Georg eine Pfanne auf den Kopf, die ihm Seba vom Dachboden aus anreicht, wo man sich nur schwer sehen kann. Leichtsinnigerweise hat er keinen Helm auf. Die Wunde wird geklebt, er wird einen Tag krankgeschrieben. Zwischendurch beginne ich Dachpfannen zu hassen, dann tröstet mich eine Szene profaner Schönheit, als der abgezogene Klebestreifen einer Unterspannbahn im Wind tanzt wie die Plastiktüte in *American Beauty*.

Bis auf einen tief sitzenden Muskelkater in meinen Oberschenkeln, der vom In-die-Knie-gehen beim Pfannenfangen stammt, fühle mich leicht, frei von Kreislaufschwäche, Gehirnnebel und Selbstzweifeln, die mich sonst im Büro plagen. Mein Kopf ist aus und ich bin stolz, denn ich habe etwas geschaffen: anderthalb Containerladungen Bauschutt und ein leeres Dach, bereit für eine neue Deckung. Ergotherapie.

Der ausgebildete Philosoph Matthew Crawford kündigte einmal einen Job als Geschäftsführer einer Nichtregierungsorganisation, um Motorradmechaniker zu werden. In einem Buch (Titel: *Ich schraube, also bin ich*) beschrieb er, wie er sich bei der körperlichen Arbeit selbstwirksamer fühle, schöpferischer, weniger ohnmächtig. In einem Interview mit der ZEIT [<https://www.zeit.de/zeit-wissen/2016/04/philosophie-sinn-des-lebens-matthew-crawford>] sagte er einmal: "Wir machen von früh bis spät vorgefertigte Erfahrungen. Wir rasen über Oberflächen, in Einkaufszentren, Flughäfen, am Bildschirm. (...) Aber wir sind in Wirklichkeit als Menschen aus Fleisch und Blut körperliche Wesen, mit einem uralten Sinn dafür, wo rechts ist, wo links, oben und unten, wir sind Verkörperungen, die mit ihren Händen nach Dingen in Reichweite greifen. Diese physische Wirklichkeit können wir wiedergewinnen, um zu spüren, dass wir selbst wirksam sind, dass wir gestalten können."

"In der Fabrik bin ich fast depressiv geworden"

Nach Feierabend, um kurz nach vier, fahre ich mit Seba und Uwe zurück ins Lager. Uwe erzählt, zu Hause sei er eigentlich nur zum Schlafen. Seba erzählt, dass er sich keinen anderen Job mehr vorstellen könne, seitdem er einmal in einer Industriehärterei gearbeitet hat. Seine Aufgabe bestand darin, Material in den Ofen zu packen, abzuwarten, bis die Maschine ihre Arbeit getan hatte, und dann das Material in die Kisten packen. Und dann von vorn. Sieben Jahre hat er das durchgehalten. "Ich bin irgendwann im Kopf nicht mehr klargekommen", sagt er. "Ich bin wirklich fast depressiv geworden." Uwe sagt: "Du bist nicht mit dir selbst zufrieden. Du willst sehen, watt du gemacht hast. Nicht, watt die Maschine gemacht hat."

Ich versuche es noch mal: "Also, die Industrie lockt euch nicht?"

"Näh", sagt Seba.

"Auch nicht bessere Löhne? Entspannteres Leben?"

"Wirklich nicht", sagt Seba.

Uwe: "Datt is nich datt, watt du haben möchtest."

Seba: "Ich bin lieber mit weniger zufrieden und glücklich als unglücklich und mehr Geld."

Uwe: "Wenn du gerne arbeiten gehst, und die Kollegen in Ordnung sind und der Chef, dann stehst du morgens mit 'nem Lächeln auf. Und siehst, die Jungs sind da. Manchmal sind sie ja ein bisschen blöd, näh, aber sonst ..."

Seba: "Willst du zu Fuß weiter?"

Uwe: "ICH HAB GESAGT: MANCHMAL. HALLO!?"

Seba: "Ach so, manchmal. Du meintest mich überhaupt nicht."

"Ne, ich mein die anderen", sagt Uwe, leise in sich hineinlächelnd.

Was ich bis hierhin verstanden habe: Nicht Geld oder Zufall hält diese Männer zusammen, sondern eine Berufsehre, gespeist aus Fähigkeitenstolz, Durchhaltevermögen und Pflichtbewusstsein. Vielleicht sind es Männer, die ihre Körper benutzen müssen, damit ihr Geist zur Ruhe kommt. Vielleicht sind ihnen Anstrengung, Rhythmus, Wind und Wetter, eine Stütze. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur: Ich arbeite mit Männern, die ihren Platz im Leben gefunden haben.

4.



Frank und seine Frau Alex grillen für Freunde und Angestellte. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

An einem Abend grillt Frank für seine Mitarbeiter. Es gibt Duroc-Schwein ("Ich kaufe nichts anderes mehr") und Hähnchen vom Türken. Frisch geduscht und duftend sitzen Seba, Uwe und Georg in Franks Hinterhof, und trinken Stauderbier. Zu Gast sind auch ein weiterer Georg, Franks bester Kumpel, wie er Dachdecker, und dessen Sohn Robin, der Georgs Betrieb weiterführen wird.

Ich frage sie nach dem Verhältnis von Kopf- und Handarbeit, dem Thema des Buches von David Goodhart. Der alte Georg meint, Handwerk sei mittlerweile viel Kopfarbeit. Sein Sohn Robin sagt: "Ich wage mal ganz überspitzt zu behaupten, im Handwerk darfst du nicht so dumm sein wie im Studium."

Es ist laut, es ist herzlich, aber schnell wird Frust greifbar. Es geht um Bürokratie, die BG Bau, die Berufsgenossenschaft der Bauwirtschaft. Das ist eine Berufsgenossenschaft, die ihre Mitglieder gegen Unfälle versichert, historisch gesehen eine tolle Idee. Findet auch Frank. Er weiß, wie gefährlich sein Beruf ist und er möchte auf keinen Fall zu den Sicherheitsstandards von vor 30 Jahren zurück.



Wurst vom Duroc-Schwein, Frank kauft kein anderes Fleisch mehr. © Max Slobodda für ZEIT ONLINE

Doch je länger der Abend geht, desto mehr wird die BG in den Erzählungen am Tisch zur dunklen Macht, einer finsternen Organisation, die ihre Fänge ausgestreckt habe und immer mehr möchte. Unterweisungen

in allen Geräten und Baustoffen! Den Kettensägeführerschein: acht Stunden! Am Samstag! Individuelle Gefahrenanalysen für jede Baustelle! Dokumentieren! Abheften!

Robin: "Wenn du all das machen würdest, was von der BG gefordert würde, hast du elfeinhalb von zwölf Monaten im Jahr nichts gearbeitet."

Natürlich übertreiben sie maßlos, doch der Kern ihrer Botschaft ist ernst gemeint.

Frank sagt: "Das ist die Fantasie von Idioten, die Vorgaben machen und sich jedes Jahr neue Scheiße einfallen lassen müssen ..."

Georg: "Weil sie Langeweile haben."

Frank: "Es geht um ihre Daseinsberechtigung. Sobald die sich nichts mehr einfallen lassen, sind die überflüssig."

Die Temperatur steigt. Langsam fühle ich mich wie Robert Habeck auf einer Versammlung von Gasthermenherstellern.

"Hast du 'nen Besen zu Hause?", fragt mich Robin jetzt lauernd.

"Äh, ja", mache ich instinktiv. (Dabei stimmt das gar nicht.)

"Hast du deine Wohnung schon mal gefegt damit?", fragt er. Seine Stimme funkelt jetzt dunkel.

"Ja?", hauche ich. (Keine Ahnung, warum ich so antworte. Ich fege nie. Ich besitze einen Staubsaugroboter.)

"Du machst dich gerade strafbar", sagt er.

Sie alle lachen.

"Du hast GEFEGT?", fragt mich Frank.

"Darfst du nicht mehr laut BauBG", sagt Georg.

"Nein! Bist du irre?", fragt Frank. "Du musst ..."

"... unterwiesen werden? In dem Besen?", stammele ich.

"Mundschutz", sagt Frank.

"Industriesauger", sagt Georg.

Wir haben den Höhepunkt des Schauspiels erreicht. Natürlich verbietet die BauBG mir das Fegen nicht. Privathaushalte dürfen so viel fegen, wie sie wollen. Aber die Angestellten in der Bauwirtschaft, für die die Mitgliedschaft in der BG Pflicht ist, müssen sich an die Regeln halten. Also auch die Mitarbeiter von Frank. Nur er als Geschäftsführer einer GmbH hat sich dort nicht versichert, weil ihm das alles zu blöd ist.

"Theorie und Praxis", sagt Georg und fasst das Thema des Abends zusammen.

Der Kopf und die Hand.

Anteil der Handwerker an der arbeitenden Bevölkerung: zwölf Prozent [<https://www.zdf.de/nachrichten/panorama/handwerk-mitarbeiter-fachkraefte-personalmangel-100.html>].

Anteil der Handwerker unter allen Abgeordneten des Deutschen Bundestags: vier Prozent [<https://www.deutsche-handwerks-zeitung.de/bundestagswahl-diese-handwerker-sitzen-im-neuen-bundestag-202754/>], wenn man den Beruf großzügig definiert.

Anteil der Juristen [https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Themen-im-Fokus/Berufe/AkademikerInnen/Berufsgruppen/Generische-Publikationen/2-5-Rechtswissenschaften.pdf?__blob=publicationFile&v=3] an der arbeitenden Bevölkerung

[https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Erwerbstaetigkeit/_inhalt.html]: 0,8 Prozent.

Anteil im Bundestag: 26 Prozent [<https://www.btg-bestellservice.de/pdf/10037700.pdf>]. (Wenn man Staatswissenschaften dazuzählt.)

"Wenn ich Menschen regieren will, muss ich wissen, wie es den Menschen geht", sagt Frank.

Menschen mit Hornhaut an den Händen werden regiert von Menschen ohne Hornhaut.

5.

Am Ende meiner Woche stehe ich im Gästeklo des Fachwerkhauses. Vormittags habe ich Latten weggeräumt und, genau, Pfannen geschleppt. Ich bin ganz hoch zu Seba auf den Dachfirst gestiegen und habe ihn ein Beweisfoto schießen lassen. Herr Lange, der Werkzeuggroßhändler, hat Frank angerufen: Trotz baldiger Geschäftsaufgabe hat er Sägeblätter bestellt, sie sind jetzt da. Frank meinte danach: "Dass der extra anruft! Ich weine, wenn der in Rente geht!"

Ich stehe also im Gästeklo, meine Fingernägel sind schwarz vor Dreck, meine Unterarme grau vor Staub. Ich mache ein Erinnerungsfoto von beidem und wasche mir die Arme.



Der Autor bei der, nun ja,
Arbeit © Max Slobodda für
ZEIT ONLINE

Dann gucke ich auf mein Handy. Die Kollegen diskutieren wieder einmal über den Zustand des neuen Büros. Unsere Redaktion ist umgezogen, in die Etagen zwei und drei eines *fancy* Neubaus, in "das erste Tomorrow-Proof-Gebäude unserer Hauptstadt", mit digitaler Sensorik und "ressourcenschonendem Gebäudebetrieb", in ein Haus der Zukunft also, das sehr viel sein möchte, aber noch nicht viel ist, vorsichtig formuliert. Es wird jedenfalls noch immer viel gebohrt und gehämmert und gefräst. Ich gucke also auf mein Handy und eine Kollegin schreibt: "Schon lange bekannt, aber immer noch nicht behoben: Die Jalousien an Platz 64 gehen immer noch nicht hoch."

Na, wer wird das Problem wohl lösen? *Who you gonna call?*

Ich seufze, verlasse die Baustelle und nehme den Zug nach Berlin.

Dieser Artikel stammt aus unserem Ressort X [<https://www.zeit.de/x/index>].

Text: Philipp Daum

Fotos: Max Slobodda

Redigat: Luisa Thomé

Bildredaktion: Jakob Weber